

daß sich da etwas Neues zeigt, etwas, das zumindest im Ansatz nach Veränderung, Erneuerung und Umformung strebt. Das, was man ihm vorwirft: daß er keine Lösung weiß, kein geschlossenes politisches oder wirtschaftliches System zur Debatte stellt, sich vielmehr, in die Fuge gedrängt, marxistisch aushilft, ist ihm kaum zum Vorwurf zu machen. Aber es steht hier eine emotionale Grundkraft zur Verfügung, die nicht genutzt wird, weil man sie irrtümlicherweise für eine voll ausgeformte sozialpolitische Bewegung hält. Man wirft ihr vor, daß sie nicht weiß, was sie will, behandelt sie aber so, als wüßte sie eben das.

Janko Musulin

DIESEITS VON BANGOR. – DAS IST noch Festland Wales, aber ganz nahe vor der Isle of Anglesy, dem letzten Vorposten vor der grünen Eire. Was treibt den mündigen Bundesdeutschen dorthin? Er weiß es selbst nicht. Eine hübsche Küste? Ein unsicherer Himmel, eine gerühmte Landschaft oder die Lust an der Zäsur: kärgliche Küche, Verzicht auf Komfort? Das alles kann er sich hinterher fragen und hinterher beantworten. Bevor es losging, wußte er nur zweierlei: daß ihn da ein Quartier erwartet und daß er mit der Reise die Hoffnung verband, für ein paar Wochen keine Deutschen zu sehen.

Eine Flucht vor sich selbst und seinesgleichen, er leugnet es nicht, fügt aber hinzu: Flucht um Distanz zu gewinnen.

Dann bricht man auf, ist zwei oder drei Tage auf der Achse, rollt quer durch die Insel und schon fällt alle Verdrossenheit ab. Es bleibt die Neugier.

Das Dorf, in dem er wohnt, nennt sich Stadt; nicht zu unrecht, denn die alte Fischer-siedlung ist mit dem Stadtzentrum verbunden, von dem vor hundert Jahren nur die Villa der Lady Erskin stand. Das Haus steht heute noch, mächtig und dunkel, aber nicht überlebt wirkend, unterhalb der Woods.

Woods, so knapp gesagt, ist natürlich eine Verkürzung. Genaugenommen heißen sie Pwllychrochan Woods. Um das walisische Epitheton geht es hier nicht, wohl aber ist

zu erwähnen, daß die Massen von Engländern, Schotten und Iren, die Nordwales im Frühsommer überfluten, mit der walisischen Sprache genausoviel oder wenig anfangen können wie unser Bundesbürger. Es ist also auch für sie, die Bürger des Vereinigten Königreiches, dieses Land Fremde, ein fremdes Land mit eigener Geschichte, eigener Sprache und eigener Kultur. Die Waliser sind stolz darauf, nicht nur weil sie Eigenständiges besitzen, sondern weil sie überzeugt sind, daß ihre Kultur und Kunst der der Engländer überlegen ist. England hinkt nach, nicht sie.

Unser Bundesbürger tut sich – wie sollte es anders sein – vom ersten Augenblick an tüchtig um. Nach der alten Weisung: erst erkunden, dann organisieren, verläßt er bei aufgehender Sonne sein Häuschen und beginnt die Inspektion. Main-Street hier, das sind zweimal fünfhundert Meter, geteilt durch einen großen Park. Auf diesem Kilometer stehen, ein paar Meter Seitenstraßen eingeschlossen, zwanzig bis fünfundzwanzig Kirchen, Gebetshäuser und Gemeindezentren. Alle Kirchen, Denominationen und Sekten sind vertreten, jede mit zwei Bauten, eine für Engländer, eine für Waliser; keine der Kirchen ist modern, kein Beton, Glas, Stahl, fast alle im neugotischen Stil, aber gut gehalten. Obgleich sie nicht groß sind, überragen sie doch an Ansehnlichkeit und Würde bei weitem die kaum weniger zahlreichen Banken. Man fragt sich, weshalb eine solche Massierung von Geldinstituten hier fast am Ende des Königreiches. Pflicht zur Demonstration, Repräsentation oder notwendiger Service? Der Service ist sicher eher ein gelegentlicher, das deuten die Größen dieser Bankbauten an: schrebergartenhäuschengroß, mancher Karavan, mancher Autoanhänger übertrifft sie an Umfang; ein Lastkraftwagenzug auf englischen und deutschen Autobahnen ist fast immer größer. Aber ihre Kleinheit fällt nur unserm Deutschen auf, wenn er vergleicht mit den Chrom- und Marmorpalästen zuhause. Die Büdchen drängen sich hier nicht vor, denn die Häuser – zumal die der Hauptstraße im alten Fischerdorf – sind genauso groß wie die Banken, schmal, niedrig, aber nicht ver-

wahrlost, nur eben nicht neu, es gibt in der ganzen Bay nichts Neues, Glattes, Perfektes, im Stil von »Jasmin« oder Düsseldorf. Selbst da nicht, wo ein Haus gerade gebaut wird.

Auf eine Formel gebracht: der Zuschnitt unserer Hauptstraße hier im Norden von Wales ist am ehesten vergleichbar einer Mischung zwischen DDR und Niederösterreich. Was die greifbaren, meßbaren Größen ausmacht, sicher näher der Kargheit im Thüringischen heute; die Atmosphäre ist freilich nicht die gleiche. Aber: so schlicht die Warenangebote in den Auslagen der Läden sind, die Qualitäten sind nicht schlechter als bei uns, eher stimmt das Gegenteil, nur werden sie ohne jedes Raffinement präsentiert. Niemand von den Einheimischen empfindet das als Mangel. Warum auch? Essen, Sich-Anziehen muß jeder Mensch, er wird kaufen, was er braucht und was sein Geldbeutel zuläßt. Wer dies gegen die Interessen des Käufers zu ändern sucht, handelt unehrenhaft. Er verstößt gegen die goldene Regel. Also ist man nicht darauf aus, das zu ändern. Man will keinen anderen Stil, weil man keine andere Moral will.

Man hat daher auch ein ungutes Gefühl, wenn man an das Vereinigte Königreich in der EWG denkt. Was man verliert, ist klar: das billige Steak *und* das Steak aus England, Wales, Kanada und Neuseeland. Was man dafür eintauscht, ist ungewiß. Gewichtiger ist jedoch die Frage, ob der Wertkanon, der heute zwischen den Marktpartnern in Nordwales gilt, unter dem Druck des Institutionen- und Gesetzesgeflechts, genannt EWG, bewahrt werden kann. Wichtig, ja belastend ist die Frage, weil man die alte Ordnung, den herkömmlichen Stil liebt. Man wird für das Alte kämpfen.

Woher diese Leidenschaft für das Karge und Unansehnliche stammt, fragt sich unser Bundesbürger. Er findet – zu rasch – ein Bündel von Gründen: das protestantisch-puritanische Erbe, die koloniale Tradition mit der Lust an der ständigen Improvisation und schließlich einen durchgehenden Mangel an ästhetischen Kategorien überhaupt und ganz allgemein.

Zu rasch sind die Gründe gefunden. Sie stimmen nur halb. Mangel an Aisthesis zum Beispiel. Was springt als erstes in die Augen, wenn man westlich von Chester ins Zentrum des Landes fährt? Die Rosen. Rosen in einer Fülle und Dichte, Größe und Farbenpracht, wie sie kaum ein zweitesmal in Europa zu finden sind. Weder Wildwuchs noch künstliche Produkte: die Mitte von beiden. Ergebnisse von Züchtung, Veredelung und dem Willen, das Natürliche zu erhalten. Waliser und nicht nur sie auf der Insel sind große Blumenzüchter. Wer kein Auge hat für Form und Farbe, soll sich in dieser Kunst nicht versuchen.

Das Volk hat seinen Stil, es liebt ihn und ist stolz auf ihn. Der Stolz sperrt sich gegen das Fremde, fremden Aufwand, fremde erzwungene luxuria. Es verfügt – für den Kontinentalen fast unheimlich – souverän über die Zeit bei Arbeit und Hobby. Ein Waliser, der unter Stress steht, ist ein Widerspruch in sich. Natürlich bringt es auch Nachteile, wenn ein Bäcker vor halb neun keine Brötchen verkauft, wenn eine Werkstatt-Crew keine Überstunden, keinen Akkord arbeitet. Aber solche Nachteile bedeuten hier nicht viel, verglichen mit den Vorteilen einer entspannten, entstörten »normalen« Gesellschaft. Man hat Zeit, läßt dem Nächsten Zeit; Mißgeschicke zählen nicht; man lächelt wohlwollend über die des Nachbarn; über die eigenen lacht man.

Woher kommt diese Kunst des *savoir vivre*?

Auch auf diese Frage gibt es keine einfache Antwort. Die Faktoren, die den heute dominierenden Typ von Waliser geprägt haben, lassen sich nicht analysieren wie Großwetterlagen oder Kunstprodukte. Der Kontinentale, von unserem Bundesbürger über die walisische Spezies Mensch informiert, hat, um eine Erklärung nicht verlegen, die Gefälletheorie zur Hand. Das heißt: Europas Gesicht wird von einem Nord-Süd-Gefälle und einem Rand-Zentrum-Gefälle bestimmt. Insgesamt gesehen ist der Norden fortschrittlich, dynamisch, wirtschaftsorientiert, »protestantisch«; der Süden hingegen ist museal, menschlich, »katholisch«. Das Ge-

fälle gilt auch für die wichtigsten europäischen Staaten: Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien. Daneben haben die Randzonen Europas ihre Besonderheit: Irland, Südportugal, Sizilien, der Balkan. Sie sind weit weg vom dynamischen Zentrum, sie hinken nach, die moderne Welt hat sie noch nicht erreicht. Zur Erklärung des Falles Wales bietet sich die Rand-Zentrum-Gefälle-Theorie an. Da sie sich unserem Bundesbürger schon am Ort aufdrängte, hat er weitere Eindrücke von Mensch und Gesellschaft auf der Insel gesammelt. Das Ergebnis: Es gibt Differenzen im Lebenszuschnitt von Engländern und Walisern, aber die Unterschiede zwischen ihnen sind nicht so groß wie zwischen Kontinentalen und Inselbewohnern. Die konfessionell begründete Gefälletheorie kann gegenüber England und Wales zur Erklärung des uns beschäftigenden Phänomens nicht herangezogen werden. Aber: selbst wenn man – aus gegenwärtiger kontinentaler Perspektive – vernachlässigte, daß die Bewohner der englischen Inseln sich über Jahrhunderte niemals als Randexistenzen empfanden, weil sie es politisch nicht waren und auch heute nicht sind, stimmt in ihrem Fall die übliche Folgerung – die man für die romanischen Länder immer rasch bei der Hand hat – nicht, daß es nur eine Frage der Zeit sein wird, bis das moderne, progressive Leistungsdenken die überkommenen Wertvorstellungen der Bevölkerung abgelöst haben wird. Denn Dynamik und Leistung sind nicht erst seit morgen Kennzeichen der englischen Wirtschaft. In manchen Bereichen, etwa in der Landwirtschaft, ist England dem Kontinent um eine halbe Generation voraus.

Obgleich alle Merkmale einer modernen Industriegesellschaft sich hier finden, sind die Ergebnisse ihres Einflusses auf den Einzelnen nicht vergleichbar mit den Auswirkungen gleicher Prozesse in unseren Breiten. Der Einzelne drüben wird weniger in Frage gestellt und sieht sich daher auch weniger in Frage gestellt. Er bleibt stärker er selbst. Wenn Deformationen eintreten, dringen sie nicht so sehr in die Tiefenschichten. Woran das liegt, weiß man nicht. Eines aber zeigt

der Augenschein: Die Inselbewohner haben ein anderes Verhältnis zur Natur und zum Nächsten als wir im Zentrum des Kontinents – trotz, vielleicht auch wegen der ungeheuren Angriffligkeit, die die Bewohner des Landes auszeichnet. Die Erfahrung hat die Briten gelehrt, daß die Verletzung der Rechte anderer auf die Dauer für die Gesellschaft nachteilig ist. Pragmatischer Sinn und eine unverändert starke religiöse Komponente – daraus lebt die Menschlichkeit und Natürlichkeit der Briten.

Es ist befreiend zu erfahren, daß die riesige Apparatur des »Fortschritts«, genannt anonyme sekundäre Welt, die Felder des Gesellschaftlichen nicht in jedem Fall einebnen, monotonisieren kann, daß vielmehr trotz gleicher oder ähnlicher Formalstrukturen der Einfluß auf den Menschen unterschiedlich bleibt, je nach dem, auf welches menschliche Grundmuster er trifft.

Aus der Einsicht wächst noch keine Rettung, wohl aber läßt sie hoffen, daß auch bei uns die Wirklichkeit sich stärker erweise als das Kunstprodukt »Gesellschaft« – Produkt unserer verquälten Sinne, unserer Resignation, unseres hypertrophen Eifers. Ende der Verdrossenheit: wann werden wir bereit sein, von anderen zu lernen?

Franz Greiner

DAS ERSTE ECHO. – Das Erscheinen des ersten Heftes der »Internationalen Katholischen Zeitschrift« hat zahlreiche Federn und Schreibmaschinen in Bewegung gesetzt. Das Echo in der deutschsprachigen Presse ist vielfältig, es reicht von erwartungsvoller Zustimmung bis zur diffamierenden Kampfansage. Aber ob pro oder contra oder skeptisch-aufmerksam – die Schallmauer ist jedenfalls durchbrochen. Die Neuerscheinung auf dem Zeitschriftenmarkt ist zur Kenntnis genommen (und gebracht) worden. Das bestätigen auch die erstaunlich vielen, oft sehr engagierten Briefe, die an Herausgeber und Redaktion gesandt wurden.

Unter der Überschrift »Legitime Erbin von ›Hochland‹« schreibt Ludolf Herrmann in